

Eine zweite Chance

Rede IHK-Präsident Dr. Weber am 13. Oktober 2000 auf dem Kongress der Eurochambres in Berlin

Sehr geehrte Damen und Herren,

lassen Sie mich mit zwei Beobachtungen beginnen, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben. Meine erste Beobachtung stammt aus dem Hochschulbereich. Hier, an deutschen Universitäten und Fachhochschulen, brechen immer mehr Studenten ihr Studium ab. Von den Informatikstudenten schmeißen 60 Prozent ihr Studium, bei den Mathematikern sind es sogar 70 Prozent.

Man würde es sich sicherlich zu leicht machen, die Abbrecher allesamt als Versager zu bezeichnen. Vereinzelt mag Überforderung im Spiel gewesen sein; die hohe Abbrecherquote kann damit aber kaum erklärt werden. Wer ein Studium der Informatik oder Mathematik beginnt, weiß in der Regel, auf was er sich einlässt. Er weiß um die Schwierigkeiten des Fachs. Der Durchschnittsabiturient studiert eben nicht Mathematik. Das Wort Studienabbrecher, bei dem wir gewöhnlich Überforderung und Versagen mitdenken, ist deshalb eigentlich fehl am Platz.

Viele sogenannte Abbrecher beenden ihr Studium aus freien Stücken und ganz bewusst. Häufig sind es die hellsten und kreativsten Köpfe, die ihr Studium einstellen, entweder weil sie sich im Hörsaal langweilen und unterfordert fühlen oder ihnen das dort vermittelte Wissen zu praxisfern ist. Ihr Leben ist ihnen zu wertvoll, als dass sie es auf einer deutschen Hochschule vergeuden wollen. Kurzum: Sie steigen nicht aus, sondern ein – in einen Job oder in die Selbständigkeit. Damit bin ich dann auch bei meiner zweiten Beobachtung.

Seit Anfang der neunziger Jahre ist die Zahl der Konkurse von Jahr zu Jahr gestiegen. Im letzten Jahr gab es bei uns rund 27 Millionen Unternehmensinsolvenzen. In der ersten Hälfte dieses Jahres waren es bereits 13,5 Millionen. Dabei haben kleine und kleinste Unternehmen den Löwenanteil am Insolvenzgeschehen. Und: Es sind vor allem die jungen

Unternehmen, die Pleite gehen. Jede zweite Firmengründung überlebt die ersten drei Jahre nicht.

Hier finden wir sie also wieder – unsere Studienabbrecher. Diesmal allerdings wird es ernst. Der Studienabbruch war leicht verschmerzbar. In der New Economy ist das fast schon ein Muss. Aber die Pleite: Die geht ans Eingemachte – im wahrsten Sinne des Wortes. Mit der Firmenpleite geht häufig die persönliche Insolvenz einher. Dann ist nicht nur das Unternehmen am Ende, sondern auch der Mensch, der es geführt hat.

So bitter Unternehmenspleiten im Einzelfall auch sind, sie gehören zu funktionierenden Marktwirtschaften wie die Jahreszeiten zur Natur. Ich erinnere in diesem Zusammenhang ausdrücklich an Josef Schumpeter und sein Unternehmerbild: “Die Funktion des Unternehmers besteht darin, die Produktionsstruktur zu reformieren oder zu revolutionieren, entweder durch die Ausnützung einer Erfindung oder einer noch unerprobten technischen Möglichkeit zur Produktion einer neuen Ware bzw. zur Produktion einer alten auf eine neue Weise, oder durch die Erschließung einer neuen Rohstoffquelle oder eines neuen Absatzgebietes oder durch die Reorganisation einer Industrie usw.”

Was sagt uns das? Doch vor allem eines: Wir können das Neue nicht haben, ohne das Alte aufzugeben. Wir sollten deshalb auch gar nicht versuchen, das Überkommene zu erhalten. Denn der Strukturwandel ist - so Schumpeters Ausdruck dafür – ein Prozess der schöpferischen Zerstörung.

Wir wissen, dass Innovatoren im Strukturwandel den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt voranbringen. Das ist beruhigend. Dass allerdings viele Pleitiers kein Bein mehr auf den Boden bekommen, ist nicht nur mit zum Teil schweren Einzelschicksalen verbunden. Es ist zudem volkswirtschaftlich ineffizient und sollte uns auch deshalb beunruhigen, zumindest nachdenklich machen. Hierüber möchte ich jetzt gerne mit Ihnen reden.

In Deutschland gilt derjenige, der einmal Pleite gemacht hat, als Gescheiterter. Allzu schnell wird bei uns jener, der *einmal* gescheitert ist, zum *grundsätzlichen* Versager. Nicht selten begreifen auch die Betroffenen selbst ihren geschäftlichen Misserfolg als persönliches Scheitern. Zum finanziellen Debakel kommen dann auch noch psychische Belastungen hinzu. Aus diesem Teufelskreis finden nur die Hartgesottensten wieder heraus. Die meisten bleiben irgendwo auf der Strecke.

In der kalten, aber treffenden Sprache der Volkswirtschaft bedeutet dies einen Verlust an wertvollem Humankapital. Dieser ist um so gravierender, als uns bereits heute wieder qualifizierte Arbeitskräfte in den unterschiedlichsten Bereichen fehlen. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch die Selbständigenlücke bei uns. Kann es nicht sein, dass der Mangel an eigenständigen Existenzen etwas zu tun hat mit der Stigmatisierung gescheiterter Existenzen? Ich denke, dass hier ein Zusammenhang besteht. Wenn Existenzgründungen zu einem Spiel auf Leben und Tod werden, dürfen wir uns nicht wundern, wenn nur wenige bei diesem Spiel mitmachen wollen.

Damit sollten wir uns nicht abfinden. Aber was tun? Wenn der Verlust an Humankapital gestoppt und in unserem Land mehr Unternehmerinitiative entfaltet werden soll, dann brauchen wir eine neue Kultur der Pleite oder – weniger anrühlich: eine Kultur der zweiten Chance. Diese darf sich aber nicht nur in einem Mentalitätswechsel erschöpfen. Etwa darin, Brüche in Biographien anzuerkennen. Was dies anbetrifft, hat sich bei uns schon einiges getan. Ich denke da nur an die beiden 68er in den Ämtern des Bundeskanzlers und des Außenministers.

Eine Kultur der zweiten Chance muss umfassender und tiefer ansetzen. Vor allem braucht sie neue gesellschaftliche und wirtschaftspolitische Rahmenbedingungen. Drei Elemente scheinen mir wichtig.

Wir brauchen *erstens* neue Anreizstrukturen in der sozialen Sicherung. Es ist nicht zu bestreiten, dass von der Ausgestaltung der Arbeitslosenversicherung und des Sozialhilfesystems bei uns kaum Anreize ausgehen, selbständig zu werden. Wenn ich das sage, ist mir bewusst, dass diese Sicherungssysteme auch gestrauchelte Selbständige auffangen. In gewisser Weise machen sie also auch Mut zum Risiko. Ich gebe aber zu bedenken: Das wäre nicht anders, wenn Höhe und Dauer der Transferzahlungen geringer wären. Deshalb sollten zumindest einige Knoten im sozialen Netz gelöst werden.

Damit steigt natürlich die Gefahr, dass mehr Menschen durch die Maschen fallen. Deshalb muss es *zweitens* Institutionen geben, die den Durchgefallenen noch eine Chance geben. In Analogie zum Begriff des zweiten Arbeitsmarktes denke ich hier an die Etablierung und Entwicklung eines zweiten Kreditmarktes. Erlauben Sie mir einige Stichworte hierzu.

Gewöhnlich verlangen Banken zur Vermeidung des Ausfallrisikos von Krediten dingliche Sicherheiten. Arbeitslose oder geschäftlich Gescheiterte können diese in der Regel nicht bieten. In den USA gibt es schon seit 20 Jahren Modelle, die genau dieses Problem lösen.

Bemerkenswert ist dabei die gute Zusammenarbeit von Privatwirtschaft und öffentlichen Stellen auf dem zweiten Kreditmarkt. Im Kern geht es darum, durch eine Kombination aus Kreditvergabe und Coaching die Kreditwürdigkeit des Kreditnehmers wieder herzustellen. Wie die bislang in den USA gemachten Erfahrungen zeigen, funktioniert dieses Modell recht gut.

Leider gibt es Vergleichbares in Deutschland noch nicht. Mir wurde aber berichtet, dass man auch bei uns zumindest in die Diskussion über solche Ansätze eingestiegen ist. Ich hoffe, dass wir nicht allzu lange auf Ergebnisse warten müssen. Wenn wir daran interessiert sind, Leuten eine zweite Chance zu geben, müssen wir vor allem das Bonitätsproblem lösen. Und dafür brauchen wir neue institutionelle Arrangements. Ein zweiter Kreditmarkt stellt eine Möglichkeit dar.

Damit bin ich dann auch bei meinem *dritten* und letzten Punkt. Eine zweite Chance sollte berücksichtigen, dass die betroffene Person bereits einen erfolglosen Versuch hinter sich hat. Wir dürfen nicht so tun, als wäre bislang nichts passiert. Ein Gescheiterter ist zunächst mal ein Gescheiterter, aus welchen Gründen auch immer. Ein Grund, warum wir weniger als andere Länder (etwa USA) bereit sind, zweite Chancen zu bieten, besteht darin, dass diese oftmals für den Chancenanbieter zu teuer sind.

Lassen sie mich an einem Beispiel verdeutlichen, was ich meine. Sie alle wissen, Arbeitslosigkeit stigmatisiert, erst recht länger anhaltende. Arbeitslose haben deshalb grundsätzlich geringere Chancen auf einen neuen Arbeitsplatz als Personen in ungekündigter Stellung. Mit diesem Handicap müssen sie leben. Das wird ihnen aber nicht leicht gemacht. Warum nicht? Aufgrund tarifvertraglicher Abmachungen können sie nur zu den gleichen Konditionen beschäftigt werden wie ungekündigte Arbeitnehmer. Trotz formal gleicher Qualifikation werden Arbeitslose deshalb im Wettbewerb um knappe Stellen benachteiligt. Chancengleichheit gilt hier allein für die Ungekündigten - die Nicht-Arbeitslosen. Der Arbeitslose hat praktisch keine Chance, da sein Malus in der Lohngestaltung nicht berücksichtigt werden kann. Das Arbeitsrecht bezeichnet diesen Tatbestand als "Günstigkeitsprinzip." Sie mögen sich Ihre eigenen Gedanken darüber machen, für mich ist das zynisch: Die gutgemeinte Absicht verkehrt sich hier in eine schlimme soziale Folge.

Wenn wir also einmal Gescheiterten eine zweite Chance anbieten wollen, brauchen wir neue gesetzliche und tarifliche Bedingungen. Abweichungen von der Norm sollten erlaubt werden. Die Norm gilt für die erste Chance. Eine zweite Chance muss, um für Chancenanbieter attraktiv zu sein, Konditionen unterhalb der Norm zulassen. Anderenfalls haben

Gestrauchelte überhaupt keine Chance mehr. Der Schweizer Nationalökonom Guy Kirsch hat dies unlängst durch das Paradox ausgedrückt: "Der Einzelne hat im Zweifel nicht seine Chance, weil jeder eine gleich hohe Chance haben soll."

Ich füge hinzu, um nicht missverstanden zu werden: Chancengleichheit ist ein hohes Gut. Als Gerechtigkeitspostulat trägt sie zum friedlichen Miteinander bei. Unter ökonomischen Gesichtspunkten motiviert sie die Leistungsbereitschaft und fördert die Dynamik und den Strukturwandel. In einem Satz: Wir wären ärmer, gäbe es keine Chancengleichheit.

Das bedeutet aber nicht, dass jedem *ungeachtet seiner Biographie* gleiche Chancen einzuräumen sind. Dies wäre kontraproduktiv. Einmal aus der Bahn geworfene Existenzen würden so zu endgültigen Verlierern. Um dies zu verhindern, müssen wir Chancen unterschiedlicher Qualität zulassen. Das mag für den Einzelnen am Anfang diskriminierend sein. Er sollte aber bedenken, dass ihm nur dadurch die Chance gegeben wird, seine "Reputation" überhaupt wieder herzustellen.

Für die Wirtschaft als ganzes verspricht eine Kultur der zweiten Chance eine höhere Innovationskraft. Wenn uns an einer Steigerung der Risikobereitschaft und einer Stärkung des Initiativegeistes gelegen ist, dann müssen wir Chancen abgestufter Qualität zulassen. Die in Deutschland so oft geforderte Kultur der Selbständigkeit braucht als notwendige Voraussetzung eine Kultur der zweiten Chance.